



Feierabend



Die Schandhochzeit der schönen Juana.

In den vier Wochen von Neujahr bis Maria Lichtmess werden im mexikanischen Hochland die meisten großen Hochzeiten abgehalten, man heiratet bei Völlerschüssen, Flintengeknatter und unmäßig viel Pulque, dem weißlichen, schwer berauschenden Saft einer Kaktusart, man gibt tagelange Gastmähler und tanzt nächstelang — das allein wäre nichts besonderes.

Aber in diesen vier Wochen nach der Sonnenwende besteht im Lande der Kakteen noch ein anderer, höchst seltsamer und im Gegensatz zu europäischen Hochzeiten ganz tomischer Brauch:

Nach der uralten Sitte der eingeborenen Zapoteken, die von der spanischen Landbevölkerung übernommen wurde, hängt der junge Ehemann, der sich bezüglich der Unsitte seiner neuvermählten Gattin getäuscht hat, am Tage nach der Hochzeit einen zerfallenen, irdenen Krug an einer langen Stange vor das Haus. So weiß das ganze Dorf von der Schande seiner Frau und er hat sich nach mexikanischen Begriffen gerächt, was aber einem weiteren Eheglück keineswegs hinderlich ist!

Auch der unförmig dicke Gutspächter Antonio Casalero, der reichste Mann des Dorfes, trat am frühen Morgen nach seiner Hochzeitnacht mit bösen Falten um den Mund in die Küche, musterte die Wasserkügel und wählte den größten aus. Als er ihn von der Wand hob, kroch eine riesige Spinne über das verunkelte Heiligenbild, vor dem eine Dellampe flackerte. Antonio bekreuzigte sich rasch dreimal nacheinander und sah der Spinne aufmerksam nach. Sie kroch schnell gegen die Decke hinauf, das bedeutete einen sehr bösen Tag!

Er steckte seine Pistole in den Gürtel, nahm den Krug unter den Arm, ging vor das Haus und sah nach dem Wetter. Neben ihm scharrten die Hühner unter den verwelkten Blütenzweigen, Kalas und Nellen, die man am vergangenen Abend seinem Hochzeitstisch geworfen hatte. An dem alten Ruffbaum vor dem Hof und in der Dianenlaube hingen noch die roten Lampions, am Horizont glühte die weißverschneite Pyramide des Patamban in der ersten Sonne, keine einzige Wolke stand um den Gipfel. Antonio nickte zufrieden, denn das gab gutes Wetter für Mais, Tabak und Chile,

und gegen eine gute Ernte war der Aerger dieses Morgens ganz nebensächlich!

Er setzte seine kurzen Beine in Bewegung, schlenderte zwischen den grünen Stachelzäunen der Orgelkakteen ins Dorf hinunter, kimmelte sich schnaufend auf den einzigen Tisch vor der halbverfallenen Pulqueria und schrie nach dem Wirt. Eine zahnlöse, alte India schob den Kopf aus dem zerbrochenen Fenster, verschwand, brachte einen Becher Pulque. Antonio nahm einen Schluck davon, spie das saure Getränk aus, lärmte, bis der verschlossene Wirt kam, der ihn höflich umarmte, seine Hände faßte und bei der Jungfrau von Guadalupe schwor, daß die frische Pulque in einer halben Stunde bereit sei. Antonio verbeugte sich ebenso höflich und ging zum Barbier, der ihm ergeben zu seiner Vermählung gratulierte, nach dem Krug schielte, der neben Antonio stand, und von den Freunden der Ehe plauderte. Antonio zog seinen fetten Hals in die Länge, damit der Alte leichtere Arbeit habe, gab keine Antwort, bezahlte das Doppelte wie sonst und ließ seine starrbigen Schuhe reinigen. Vor dem Laden wartete schon Bernardo, sein bester Freund, sah nach dem Krug, nickte und schickte einen Jungen zu Carlos, Mateo, Juan, Vicente und anderen Freunden mit der Einladung zu einem Eimer Pulque.

Mit acht Bauern und dem Mercero, der auf die Nachricht von einem Freieimer Pulque sofort seinen Laden gesperrt hatte, zog Antonio jetzt zur Pulqueria zurück und ließ den Krug füllen. Keiner seiner Gäste sprach ein Wort von seiner Frau, denn es gilt unter mexikanischen Bauern als größte Beleidigung, einem jungen Ehemann, der seiner Frau den zerfallenen Krug vor das Haus hängt, eine Frage nach ihr zu stellen.

Aber nach dem dritten Eimer schlug Antonio plötzlich mit seinen großen Fäusten so wütend auf den Tisch, daß die Gläser hochsprangen, und schrie:

„Geronimo soll sich hüten!“

Die anderen brüllten Beifall, jeder wußte, daß Juana es schon lange vor der Hochzeit mit dem Weitzigen Geronimo gehalten hatte, der wegen seines Glücks bei den Weibern in der ganzen Umgegend bekannt war.

Antonio stand schwankend mitten in dem Mädel, das ihn vereint gegen den Nebenbuhler aufhegte und ihm zutraut, dann schrie der lange Krämer, der die schöne Juana vergebens mit seinen Anträgen verfolgt hatte:

„Und jetzt den Krug vor das Haus!“

Alle drängten zum Ausbruch und schoben Antonio aus der Pulqueria. Der Wirt führte auf einem Karren zwei Eimer mit Pulque nach, die Schar hielt schreiend vor dem Hof, Antonio verspernte das Tor, damit seine Frau nicht vor ihrer verdienten Strafe flüchte, nahm einen Stein, schlug ein Loch in den Krug und hing ihn an einer langen Stange vor das Haus.

Dann ließ er für seine Gäste von der Magd Hühner und Schweinesfleisch braten, den ganzen Vormittag erscholl aus der Küche das Klatschen des Teiges der Maistuchen, jeder neue Gast umarmte Antonio, wies lachend auf den Krug, auf Tortillas und trank Pulque. Nachmittags saßen fast alle Männer des Dorfes betrunken vor dem Haus, schrien ihre Spottlieder auf Juana und Geronimo und bogen sich vor Lachen über eine Rede, die der Mercero auf die Tugend der Frauen hielt, am Abend brannten frische Lichter in den roten Lampions der Hochzeitnacht, in der ganzen Gegend war kein Tropfen Pulque mehr aufzutreiben, man holte ein Faß Zuckerrohrschnaps aus dem Keller und saug mit den Fröschen, die rings in den Gräben wie tausend Trommeln rollten, um die Wette, während der arme Antonio lang ausgestreckt in der Stangenlaube schnarchte.

Plötzlich knallten Schüsse im Halbkreis um den Hof.

Zwischen den Büschen tauchten Geronimo und die Brüder Joanas auf, feuerten ihre Pistolen in die Luft, sprangen mit Knütteln unter die Betrunknen, jagten sie auf die Straße und warfen sie in die stacheligen Büsche, verprügelten den wimmernenden Antonio und verschwanden wieder in den Feldern.

Als der Hof leer war, öffnete die schöne Juana die Tür, schleppte mit der Magd ihren Gatten in das Zimmer, wo er trotz der Schläge in seiner Trunkenheit sofort weiter schlief, dann goß sie Del in die Asche vor dem Heiligenbild, sah im „El correo del

centro" nach, ob ihr Los gezogen wurde, packte ein Fuhn und Tortillas in ein Tuch, füllte eine Flasche mit Zuckerröhrchnaps, löschte die Lampions im Ofen, holte den Krug von der Stange herunter und zerschlug ihn in Scherben, und lief dann durch die Maisfelder und Weingärten zu dem Häuschen Veronimos. — — —

Und nach dem wüsten Lärm, Schießen und Geschrei war jetzt in der schwülen Nacht nur noch das Rollen der Frösche und das Schnarchen des armen Antonio zu hören.

Volkmar Stro.

Ora et labora.

Bete und arbeite.

Es gibt, wie alle Welt weiß, Bienen, es gibt Hummeln und es gibt Wespen. Diese drei Arten sind sich nahe verwandt, aber jede hat ihre eigene und besondere Lebensweise.

Die Biene ist die fleißigste unter den Dreien. Sie gönnt sich keinen Augenblick Ruhe, arbeitet den ganzen Tag und liefert emsig das Wachs und den Honig, der ihr dann von anderen Leuten weggenommen wird.

Die Wespe baut ja zwar auch ihre Häuser, aber sie betreibt alles viel lössiger und lebt lieber vom Raub. Denn sie ist ein Cavalier, immer elegant angezogen, geschnürt und mit gelben Aufschlägen. Wie ein Alanenleutnant.

Und was die Hummel anbetrifft, so ist sie der Lebenskünstler. Sie geht singend durch den Tag, von Blume zu Blume, wie es sich gerade trifft, und ohne Programm, sie arbeitet nie etwas und lebt doch herrlich.

Schon. Dies alles ist bekannt und ich sage nichts Neues. Aber da ist nun ein amerikanischer Zoologe auf den Einfall gekommen, die geistigen Fähigkeiten dieser drei Arten zu erforschen. Indem er ihr Gehirn ausmach und abwog, ihr Aufnahmevermögen verglich und dergleichen.

Das Ergebnis war dieses: Die intelligenteste von den dreien ist die Hummel, die niemals etwas arbeitet. An zweiter Stelle kommt die Wespe, aber auf der allertiefsten geistigen Stufe steht die fleißige Biene. Sie hat fast gar kein Gehirn.

Die Biene ist ein Dohse, um es mit einem Wort zu sagen.

Und nun bleibt noch zu untersuchen, wie das gekommen ist und wie das alles zusammenhängt. Arbeitet die Biene, weil sie dumm ist? Oder ist sie von der vielen Arbeit dumm geworden?

Aber, um des Himmels willen, liebe, hoffnungsvolle, junge Leute, die ihr dieses leset, hütet euch, daraus Schlüsse auf menschliche Verhältnisse ziehen zu wollen. Für den Menschen gilt das heilige Grundgesetz, daß er auf diese Welt gekommen ist, um den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, zu arbeiten, um für seine Kinder zu sorgen, die dann ihrerseits für ihre Kinder ebenfalls jeden Tag vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten haben werden. Sollte uns einmal ein Zweifel kommen, sollten wir bemerken, daß dieses Gesetz eigentlich Schwindel ist, so brähe die gesamte soziale Ordnung zusammen.

Und nicht wahr, es wäre doch jammer-schade um die gesamte soziale Ordnung?

(Viktor Aurburn: „Ein bläst die Hirtenflöte“. Verlag Albert Langen, München.)

ren mit den wechselnden Stimmungen eines Naturbeteuerers, und die Erzählungen der am abendlichen Lagerfeuer versammelten Jäger preisen die tänzelnde Flucht der Bergziegen und Wildschafe auf die schneebedeckten Gipfel und den harten Kampf auf Leben und Tod zwischen Mann und Bär in der halbdunklen Einsamkeit des Kiefernwaldes.

Im Juni, Juli und August sind die weiten Fluftäler, die auf den Hunderten von Berggipfeln ruhen, ein mongolisches Schlaraffenland. Millionen Fettschwanzschafe, Hunderttausende von Pferden und unübersehbare Rinderherden wälzen sich da in einem Meer von sanftigstem Gras, auf den Berghängen sitzen die Hirten, umgeben von farbensatten Blumen, und genießen all diese Herrlichkeit, von der die Töne ihrer einfachen Flöte so viel zu erzählen haben.

Vor anderthalb Jahrhunderten kamen diese zergerundeten und abgehärteten Menschen vom Obzil-Tsaer, von der Wolga, wo in den Kämpfen mit den Russen, Osos und Kirgisen viel Blut floss. Der große Obisch Khan führte sie wieder in ihre frühere Heimat zurück, in das alte Deret-Kanat, das jetzige Sinkiang, oder richtiger in die Djangarei, wo sie Tausende von Pferdestationen (Arto) dem heiligen Budul Die in Thasa näher und deshalb in einer weit gesegneteren Gegend waren als dort, wo sie mitten unter weißen Zauberern lebten, über die ihre lamaitischen Götter keine Macht hatten.

Mein erster Aufenthalt bei den Kharaschar-Torgoten währte nur sechs Wochen, eine Zeit, die ich dazu benutzte, ihre Lieder auf phonographischen Walzen aufzunehmen und unter der Bevölkerung anthropometrische Messungen vorzunehmen. Der erste Teil meiner Arbeit war sehr einfach, weil die Torgoten selbst und der Khan sich sehr dafür interessierten. Der Khan landete Reiter in die verlassenen Lager seines Gebietes, um die besten Sänger und Sängerrinnen in seinen Palast, Dereget, zu holen. Am Tage wurden die einzelnen Musik- und Gesangsstücke geprobt, und am Abend wurden die Ergebnisse auf mehreren Wachsrollen aufgenommen.

Ihre Begeisterung war grenzenlos, als sie ihre eigenen Leistungen aus dem Blechtrichter des Phonographen erklingen hörten, und oft war der Beifall so stark, daß die vor dem Tore angebundenen Reitpferde sich losrissen und tollertig und aufgeregert innerhalb der Mauer, die den fürstlichen Hof umgab, nachergaloppierten.

Ein Mongole lächelt, wenn er zufrieden ist, und das ist er fast stets. Sieht er einem ledernen Reiterstüd zu oder einem guten Gewehr- oder Bogenschuß, dann macht er seinem Behagen in munterem Ausrufen oder lautem Beifall Luft; aber wenn ein paar Mongolen sich richtig amüßieren, machen sie einen solchen Lärm, daß man sie weithin hört. Sie rollen und winden sich auf der Erde, schlagen sich selbst auf die Schenkel, den andern auf den Rücken, und Freudentränen strömen ihnen die Waden hinab. Mein kleiner zusammenlegbarer Phonograph hatte großen Erfolg bei den Torgoten, und weit flog das Gerücht von dem Mann mit dem sprechenden Kasten (Kjili-tai abder Kymin).

Der zweite Teil meiner Arbeit war bedeutend schwieriger. Der Mongole hat eine angeborene Aversion davor, sich berühren zu lassen, und wenn man seinen Kasten mit den vielen vernickelten Instrumenten, die zu genauen anthropometrischen Messungen nötig sind, öffnet, zieht er sich höflich, aber bestimmt hinter den zweiten Mann in der Schlange zurück.

Gieg der guten Menschen.

Von Sven Hedin.

Als wir Knaben waren, verschlangen wir die Bücher Sven Hedins wie ein prächtiges Abenteuer, diese Wanderungen über den von ihm entdeckten Transhimalaja, durch Eiswüsten des höchsten Gebirges und durch die glühende Trostlosigkeit der Gobi, die um vieles größer ist als die Sahara. Damals ging Sven Hedin seine Forscherpfade allein, nur von einigen kühnen Eingeborenen und treuen Tieren begleitet. Heute hat er eine fast unsagbare Wandlung durchgemacht; fast unsagbar für den, der in Hedin den Typ des alten Alleingängers der Wissenschaft sah. „Ich bin eine Art Zentralstelle, wo alle Fäden zusammenlaufen und von wo aus ich die verschiedenen im Felde arbeitenden Gruppen meiner riesigen Expedition überwache und leite. Ich bin Organisator und Verwaltungsbehörde geworden, die ihren Sitz in Peking, am Schin-gol, in Urumtschi, Stockholm, Peking und Nanjing, in Boston und wieder in Stockholm hatte.“ So sagt Sven Hedin in seinem neuen Buche über die berühmte Asienexpedition: „Rätsel der Gobi. Die Fortsetzung der Großen Fahrt durch Innerasien in den Jahren 1928-1930.“ (Mit 74 Abbildungen nach Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers und seiner Mitarbeiter sowie zwei vierfarbigen Karten. Geheftet M. 18.—, Ganzleinen M. 15.—. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.) Diese Expedition, die auch an äußeren Gefahren einer abenteuerlichen Odyssee ähnelt — es sei nur bemerkt, daß man der Expedition die Schuld an der Ermordung des Generalgouverneurs

von Sinkiang beimaß, daß man sie für eine feindliche Armee (!) hielt, daß einer der chinesischen Gelehrten in einem Wahrsinnsanfall sich und seinen Diener zerstückelte, daß ein anderer Teilnehmer an der Spitze einer chinesischen Polizeitruppe eine Räuberbande vernichtete —, diese Expedition also ist die glanzvolle Krönung der fast vierzigjährigen Arbeit Hedins im Dienste der Forschung. Wir entnehmen dem Buche nachstehendes Kapitel:

Als Leutnant Hasslund unsere Expedition Anfang Februar 1930 verließ, übergab er mir einen kurzgefaßten Bericht über sein Verhältnis zu dem Fürsten der Torgoten, Sintjin Eigen Khan, und den Erwerb einer vollständigen Tempelfurte. Ich lasse ihn hier selbst seine Schilderung erzählen:

„Mein erster Besuch bei Sintjin Eigen Khan fand im Oktober 1928 statt. Ich hatte mich dorthin begeben, da das Gebiet dieses torgotischen Herrschers einsam und, wie ich glaubte, unbemerkt zwischen den prachtvollen, wilden Tsoitjosbergen liegt. Der mongolische Name Tsoitjos bedeutet, daß die breiten, fruchtbaren Fluftäler, die man hier hoch oben im Gebirge vorfindet, höher liegen als Hunderte von Gipfeln in der Nähe. Deshalb pflegen die Worgolen zu sagen, daß man da oben sitzen und auf unzählige Berggipfel hinabsehen kann, die niedriger liegen als die Fluftäler.“

Die Torgoten lieben Tsoitjos und sind, vielleicht mit Recht, davon überzeugt, daß sie das schönste Land der Erde bewohnen. Ihre Lieder, die alten wie die neuen, erzählen alle von der Schönheit, die das Auge eines Torgoten täglich schaut. Die Melodien harmonie-

Aber nach einer Truppschau, die der Khan mit seiner Leibwache abhielt, gelang es mir, ihn für die Länge einiger seiner Soldaten zu interessieren, und da er wußte, daß diese als die besten und stattlichsten in ganz Turkestan berühmt waren, hatte er nichts dagegen, daß der Fremde sich dessen vergewisserte. Als die sechs Wochen zu Ende waren, hatte ich also erreicht, was ich wollte, und konnte mit meinen auf kleinen Postpferden gut verpackten Ergebnissen ins Hauptquartier der Expedition nach Urumschi zurückkehren.

Die letzten Worte des Khans beim Abschied waren, ich möchte wiederkehren, von meinem Volk erzählen und seine Torgoten kennenlernen. Und auf der Heimreise reiste in mir der Wunsch, nach Dereget, dem Herrschersth des Khans, zurückzukehren, sobald es die Umstände erlaubten.

Auf meinen früheren Reisen in der unabhängigen Khalkha-Mongolei und der China-botmäßigen Tschahar-Mongolei habe ich unter mongolischen Soldaten, Nomaden und Jägern gelebt, lauter tüchtigen Leuten, die von der Größe früherer Zeiten zeigten und erzählten. In den letzten Jahren sind die mongolischen Khanate verschwunden, und immer öfter hörte man die Leute von „Sjambal“ sprechen. Der politische Sturm, der in der Spur des Weltkrieges über Asien zog, ist nur das, was in buddhistischen Büchern alter Zeiten gewissagt

ist, nämlich der Anfang zum Sjambal, dem Untergang der Welt, der kommen muß, ehe eine neue und bessere Welt erstehen kann.

Noch 500 Jahre lang wird die Welt schlechter und schlechter, und danach folgt Sjambal, wo die guten und die bösen Menschen einen vernichtenden Kampf gegeneinander führen, einen Kampf, der damit endet, daß nur die guten Menschen am Leben bleiben. Danach tritt ein großer und guter Khan auf, der über alle Völker der Welt herrschen wird, und dieser Khan ist von der weißen Rasse. Wenn der Khan ein hohes Alter erreicht hat, wird sein einziger Sohn sehr krank, und alle die berühmtesten Medizinmänner der weißen Rasse sind der Krankheit gegenüber machtlos. Aber da kommt ein buddhistischer Lama an das Krankenbett, und es geschieht das Wunder, daß der todkranke Sohn des Khans gesund wird. Dieser buddhistische Lama ist Maitreja, der Maidari der Mongolen, der zukünftige Buddha, auf den die Welt wartet und der auf die Erde kommt, um die Menschen zu erlösen. Maidari geht nun zu einem Berg, der sich auf wunderbare Weise vor ihm öffnet, und dort empfängt er Santama Buddhas Gewand. Feuer und Rauch steigen aus dem Berg auf, und von allem und allen ertönt ein Gemurmel: Om mani padme hum, O du heiliges Kleinod in der Lotusblume, Amen.“

lassen werden sollen. Noch weiß niemand, wer. Es heißt nur so, die und jene. Vielleicht ist man auch darunter.

„Machen Sie ein freundlicheres Gesicht!“ sagt der vorbeikommende Chef wütend. Da vergesse ich rasch, daß ich am Ersten unter den Entlassenen sein könnte, und mache ein „freundlicheres“ Gesicht. Ja, ich lache auf einmal, ich bin auf einmal ganz geschäftig, obwohl wenig zu tun ist, ich bekomme heiße Wangen, ich rede auf einen Käufer ein, als solle er mir einen Heiratsantrag machen. Müde bringe ich am Abend den Block zur Abrechnung.

Und der Erste kommt und ich bin — Gott sei Dank! Gott sei Dank! —, ich bin nicht unter den Entlassenen. Ich leiste mir ein besseres Mittagessen, trinke zwei Glas Bier, bin leichtsinnig — denke ich schon und rechne, ob ich mir das Sommerkleid kaufen könnte, das bei uns im Schaufenster steht. Ich vergesse, daß meine Bezahlung miserabel ist und ungerade. Glücklich und etwas müde zähle ich die kleinen Scheine, die mir bleiben, wenn ich das möblierte Zimmer bezahle . . .

Tiere schießen.

Das Tierreich ist bekanntermachen mit allen möglichen Verteidigungs- und Angriffswaffen ausgestattet, die in ihrer Wirkung so furchtbar sind wie nur irgendwelche listig erklügelten Kriegswaffen der Menschen. Daß aber Tiere sogar regelrechte Schußwaffen besitzen und diese auf den Gegner abfeuern sollen, wird doch wohl vielfach zweifelndes Kopfschütteln erregen. Und doch haben die verschiedenen Forscher uns darauf aufmerksam gemacht, daß dem so ist.

Seltamerweise gehört gerade die uns so friedlich und hilflos erscheinende Schnecke zu den Tieren, die einen Revolver bei sich haben, der mit einem Pfeil aus harter Kalkmasse geladen ist. Dieser Revolver sitzt an der rechten Seite vor dem Atemloch. Für gewöhnlich steckt der Pfeil im Lauf. Will die Schnecke schießen, so stellt sie den Lauf ein und schleudert den Pfeil durch starke Muskelspannung aus der Mündung, während zugleich ein Sprühregen einer weißen Flüssigkeit verpufft. Trifft der Kalkpfeil eine in der Nähe befindliche Schnecke, so zukt diese zusammen, da daß Geschoss sich in die Haut einbohrt. Uebrigens schießen die Schnecken stets nur auf ihresgleichen, vielleicht in der Erkenntnis, daß die Wirkung des Geschosses sonst doch verloren gehen würde. Seltamerweise wird von den Zoologen behauptet, daß dieser Pfeil ein regelrechter Liebespfeil ist, der das Liebeswerben der Schnecke einleitet. Wenn aber zugleich betont wird, daß der Schall des Schusses fehle, so muß sich das um einen Trugschluß handeln, denn wahrscheinlich vernimmt das Ohr der Schnecke sehr wohl einen Knall, wenn auch unsere auf gröbere Schwingungen eingestellten Ohren nichts hören.

Unter den Käfern gibt es einige, die ebenfalls Schüsse abgeben, und zwar lassen sie mit hörbarem Knall ein Gaswölken auspuffen, wodurch sich ein ätzender Dampf entwickelt, der dem Gegner recht unangenehm sein mag.

Wilhelm Bölsche berichtet auch von einer Varschart an den Küsten von Siam, die dort Schüzensisch genannt wird und — fast unglaublich aber wahr — aus dem Wasser ans Ufer mit Wasser schießt. Mit beängstigender Zielicherheit schleudern diese Fische dicke Wassertropfen auf Insekten, die in der Nähe des Wassers auf den Pflanzen sitzen, so daß die Insekten ins Wasser fallen, worauf die

Eine Verkäuferin spricht.

Von Kurt Rudolf Neubert.

Ich bin eine von den Hunderten eines großen Warenhauses. Ich habe Ihnen gewiß schon Socken und Handschuhe verkauft. Vielleicht habe ich Ihnen zu der Krawatte geraten, die Sie noch tragen. Im Autobus starren Sie mich immer so an. Sie übersehen die billige Eleganz meines Mantels, und Ihr Wohlwollen gehört meinen Beinen. Mit diesen Beinen, sagt Ihr Blick — müssen Sie in ein Magazin.

Wenn Sie noch frühstücken, bin ich mit dem kleinen, schwarzlackierten Stadtkofferchen schon unterwegs ins Geschäft. Wie viele eilen mit mir, ich bin ja nur eine von den Hunderten nicht ganz ausgeschlafenen, noch träumenden, vorzüglich geschnittenen Mädchen, die in die großen Warenhäuser müssen. Wir sehen nur flüchtig den erwachenden Himmel über den Plätzen, und für Augenblicke denken wir mit einer kleinen Sehnsucht an schilfumbstandene Seen, in schweigenden Wäldern, dann verjähnt uns schon das Warenhaus. Hier bin ich wie Lissi und Olga, wie alle anderen, von neun Uhr früh bis sieben Uhr abends ein kleines Mädchen im großen Getriebe, eine Nummer, eine Kontrollmarke. Ich habe jetzt einen schwarzen Kittel an, und mein Arbeitstag beginnt mit der höflichen Frage: „Bitte, was steht zu Diensten?“

Es gibt noch Minuten, wo man Zeit hat, an den gestrigen Abend zu denken, an den Film, an den Ruf im Hausflur. Dann beginnt der Strom der Kunden dichter zu fließen, er bricht aus den Türen der Fahrstühle, über die Rolltreppen hinauf in alle Stockwerke. Mein Tisch ist umlagert von einer fragenden, Bittenden, fordernden, schreienden Schaar fremder Menschen. Mein schwarzer Kittel fliegt hier hin und dort hin, mein Bleistift rast über den Block, mein Kopf tut mir weh, aber immer wieder frage ich: „Womit kann ich dienen?“

Wer bin ich, Eine Maschine? Ein Roboter? Ein Mensch? Ich habe kein Herz, nur ein Gesicht, das gleichförmig lächelt, nur geschäftige

Hände habe ich. Ich weiß nicht mehr, daß ich morgens ein Stück Himmel gesehen habe über einem Platz und nach etwas Sehnsucht hatte, das in diesem Warenhause nicht geführt wird. Ich habe Preise und Sorten im Kopf und erkläre, preise an, bebaure, lächle, gebe recht, gebe nach, gehorham einem ehernen Gebot, mit dumpfer Auflehnung manchmal, nervös gemacht durch törichte, wiederholte, nutzlose Fragen, aber immer unter dem Zwange meines Blickes, der Lösung.

Auch Sie kommen zu mir. Sie sind kurz und von oben herab, wenn Sie in Begleitung einer Dame, und anstrenglich, wenn Sie allein sind. Sie denken, ich bin nur eine von den Hunderten, ich bin wie diese und jene, von der Sie erzählen könnten, bei der Sie „Glück“ gehabt haben. Aber bei mir werden Sie kein Glück haben, mein Herr, stellen Sie sich das nicht so leicht vor.

Abends abholen? Ins Kino gehen? Tanzen? Warum? Wozu? Diegt Ihnen so daran? Was Sie nicht sagen! Ich! Ausgerechnet ich! Ach, wie vielen hatten Sie es schon gesagt, die es geglaubt hatten. Es tut mir leid. Haben Sie sonst noch Wünsche? Eine Krawatte für den neuen Anzug? Ein schönes Oberhemd für die Sommerhose? Nein, nicht? Bitte schön. Auf Wiedersehen!

Alter Esel! (Halblaut hinterher.)

Du bist schön dünn! sagen die anderen in der Garderobe oder flüstern es mir hinter dem Ladentisch zu.

Vielleicht bin ich schön dünn, daß ich noch warte und warte . . .

Auf wen warte ich?

Tag für Tag stehe ich hinter dem Verkaufstisch und warte am Ersten, daß ich den blauen Brief bekomme. Ich lächle „Grädige Frau“ zu sehr ungnädigen Damen, weil ich sie nicht schnell genug bedient habe.

Aber wenn nichts zu tun ist, geht der Chef tollend durch die Abteilungen, und es heißt, daß am Ersten wieder einige Kolleginnen ent-

Barsche die Schußbeute behaglich verpeifen. Der dicht an der Oberfläche liegende Fisch schlenkert das Geschloß wahrscheinlich durch Muskeldruck mit geschlossenem Maul ab. Besitzer von Aquarien, in denen sich Schüßensische befinden, sollen schon erlebt haben, daß diese Tiere das Auge des Menschen für schillernde Insekten hielten und darauf mit tödlicher Sicherheit das Geschloß auf dieses blinkende Ziel abschleuerten.

Daß der Ameisenbär sein Opfer wie ein Maschinengewehr mit Sand bedirft, ist bekannt.

In das Gebiet der Legende dürfte die Erzählung gehören, daß das Stachelschwein, wenn es zu höchster Wut gereizt werde, in stände sei, seine glasartigen Borsten durch eine Muskelanspannung aus den Hauttaschen herauszuschleudern und dem Feind in den Leib zu bohren. Dies Wurgeschloß sollte solche Kraft besitzen, daß es ein dickes Brett zu durchbohren vermöchte. Die neueren und zuverlässigeren Forscher meinen nie Gelegenheit gehabt zu haben, diese Eigenschaften zu beobachten. Immerhin ist die Erzählung hübsch, auch wenn sie den Nachteil hätte, nicht wahr zu sein.

Michael Beder.

„Bengeles“ Schwester.

Der Bengele war ein vom „Vater Zepfel“ aus Holz geschnitztes Büchlein, das, wie in einem entzückendem Kinderbuche erzählt wird, allerlei tolle Streiche verübte und vieles erlebte. Nunmehr hat dieser vergnügliche Bengele eine Schwester bekommen, das heißt, es ist im Verlage Herder & Co., Freiburg im Breisgau ein Kinderbuch („Die Geschichte von Bengeles Schwester“, erzählt von Anton Grumann. Mit 66 Bildern von Johannes Thiel. 24 Seiten. Geb. 2.50 Mark) herausgekommen. Auch dieses ist ein reizendes Kinderbuch, das den jungen Lesern und Leserinnen viel Freude machen und sie in Spannung halten wird. Es ist ähnlich dem ersten Buch und doch wieder ganz anders. Es wird die Kinder antogen und glänzend unterhalten.

Wissen Sie schon? . . .

Ein Straußenei würde für fünf mittelgroße Familien reichen, entspricht es doch etwa 26 Hühnereiern. Die Straußin legt vierzig solcher Eier in ein Loch in der Erde, worauf sie abwechselnd mit dem Männchen die Eier im Laufe von 42 Tagen ausbrütet. Am Tage brütet meist das Weibchen, weil es grau ist und nicht so sehr vom Boden abfällt, während das dunklere Männchen in der Nacht den Brutposten bezieht, um nicht so leicht von Raubtieren gesehen zu werden.

Die Ameisen sind viel langlebiger, als man gewöhnlich annimmt. Der berühmte englische Naturforscher John Lubbock behauptet, zwei weibliche Ameisen schon fünfzehn Jahre am Leben erhalten zu haben und ist der Meinung, daß die Ameisen die langlebtesten aller Insekten sind.

Schokolade wurde in Europa vor vierhundert Jahren bekannt. Um das Jahr 1520 kamen die ersten Nachrichten über die Schokolade aus Mexiko, wo der Kakaobaum seine ursprüngliche Heimat hat.

Die seltsame Nase im Tierreich hat wohl der Ameisenbär, bei dem Ober- und Unterkiefer zu einer Knochenröhre verlängert sind, die ganz vorn eine kleine Mundöffnung hat, durch die der Ameisenbär die Zunge herausstrecken kann. An dieser klebrigen Zunge haften die Ameisen, so daß die Zunge das wichtigste Werkzeug des Ameisenbären ist.

Schon im Jahre 1669 hat ein dänischer Forscher namens Nils Steensen als erster von allen darauf hingewiesen, daß Versteinerungen Ueberbleibsel früherer Lebewesen seien.

Der in Afrika vorkommende Affenbrotbaum trägt Früchte von 90 Zentimeter Länge, deren säuerliches Fruchtfleisch den Eingeborenen ein kühlendes Getränk liefert. Die meist hohlen Stämme der Bäume dienen als Wohnung, auch ist die Sitte vielfach verbreitet, in der Höhlung dieser Stämme die Mediziner und Zanberer zu begraben.

Die „hundertjährigen Eier“ der Chinesen, von denen man so oft hört, sind nicht ganz buchstäblich zu nehmen. Tatsache ist nur, daß die Chinesen, die große Eieresser sind und die Eier am liebsten hartgekocht essen, Wert darauf legen, daß sie mindestens ein paar Wochen alt sind. Sie bevorzugen Enten- oder Gänseeier. Diese werden hart gekocht und mit aromatischen Kräutern in gelochten Kaff gelegt, und zwar mindestens fünf bis sechs Wochen, oft auch länger. In dieser Zeit wird das Gelbe fließend, während das Weiße gerinnt und eine grüne Farbe annimmt. Solche Eier werden als Vorspeise gegessen und sollen wie Hummer schmecken.

Beim längeren Hungern (Fastenkur) kann der Körper das Fett bis 97 Prozent seines Gewichtes verlieren, die Muskeln bis 30 Prozent, die Leber 63 Prozent, andere Organe und Drüsen entsprechend, bevor der Tod eintritt. Das Herz verliert dagegen nur wenig, bis zwei Prozent.

Weiteres.

„Drum prüfe...“ Krischan Buchmeier stand im Studierzimmer seines Pastors und teilte ihm mit, daß er den heidenhaften Entschluß gefaßt habe, in den heiligen Ehestand einzutreten. „So, so,“ sagte der Pastor, „wer ist denn die Erwählte?“ — „Olga Summelkopf.“ — Der Pastor verzog mißbilligend das Gesicht. Das Mädel paßte ihm nicht, denn ihr Vater war ein großer Pastorenfeind. „Mein lieber Buchmeier“, sagte er, „haben Sie auch nach dem Dichterswort gehandelt: „Drum prüfe, wer sich bindet!“ — „Ja, hab ich.“ — „Oh, ich weiß nicht, — ob sie mich richtig verstehen — ich glaube, Sie haben das Mädel noch nicht genügend geprüft.“ — „Was, nicht genug?“ sagte Krischan ärgerlich. „Sie ist schon im sechsten Monat.“

Unheilige Fragen. „Welcher Heilige hat vier Beine?“ — Antwort? „Der heilige Stuhl.“ — „Welche Heilige hat vier Beine?“ — Antwort? „Die heilige Ehe!“

Konfusion. Ein Betrunkener geht starr schwankend nach Hause. Unterwegs tritt er einem vorübergehenden Herrn auf die Backscheibe, worauf ihm der Herr eine schallende Ohrfeige versetzt. Betrunkener: „Nanu, — hup, nanu, hup, bin ich denn hup — schon zu Hause?“

Die Vorschriften des Glaubens. Es war am Abend des jüdischen Fast- und Versch-

nungstages — da trafen die Herren Perl und Grünstein einander auf der Tauengienstraße. „Woher?“ fragte Perl. — „Ich habe gefastet, gebetet und komme aus der Synagoge. Und Sie?“ — „Ich habe im Restaurant gegessen. Offen gesagt, ich halte mich nicht mehr an das Fastengebot. Warum eine Reue heucheln, die ich nicht empfinde. Ich glaube, ein anständiger, wahrhafter Mensch zu sein, solider Kaufmann, bin meiner Frau treu.“ — Grünstein blickte zu Boden und überlegte. Endlich sprach er: „Wissen Sie — lieber faste ich.“

Dauert ihm zulange. Jochen ist im Theater. Als der erste Akt beendet ist, sieht er, auf seinem Programm steht: Zweiter Akt spielt sechs Jahre später. „So lang hew id kenn Tid!“ sagt er und erhebt sich.

Religion gut, Botanik schwach. Der Pfarrer: „Also hier im Garten sind Sie, anstatt in der Kirche! So, glauben Sie denn, daß dieser Baum, am heiligen Sonntag gepflanzt, jemals Birnen tragen wird?“ — Der Bauer: „Nein, Herr Pfarrer, aber Zwetschgen!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettkn Nr. 66 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 47.

Von Gen. Sina Franz, Postomik.

Schwarz: Ka5; Tb5; Lb6, a4 (4).



Weiß: Kb2; Dd8; To6, a2; Le2; Sb4 (6).
Matt in zwei Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 44: Sa7-c6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robel Franz, Michel Rudolf, Schmeid Ferdinand, alle Amstau; Doyer Otto, Saag; Sina Josef, Postomik; Ulrich Richard, Görlau; Schmitz Rudolf, Aulzig; Schubert Josef, Pölan; Döhner Max, Mühlberg; Wolf, Nachmann Reinhold, alle Etschau; Swoboda Josef, Neudamm; Triltsch Gustav und Quat Adolf, Wilterschan; Hölbig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Adolf Wenzel, Krandsdorf bei Gaida; Subal Josef, Neu-Litschein; Dinneber Emil, Leitschen; Schulze Erich, Prag; Sachs Anton, Trauschkowitz; Kreiner Wilhelm, Teplitz; Albert Rudolf, Prosseditz; Lang Hans, Weiskirch; Altschmid Josef, Neuhof, Nachtrag zu Nr. 43: Subal Josef, Neu-Litschein.

Olympia, Wien.

Die Schachveranstaltungen finden in der Zeit vom 23. bis 28. Juli im Hotel „Wimberger“, Wien VII., Neubaugürtel, statt. Beteiligt sind: Deutschland, Ungarn, Schweiz, Rus O.S.R. und Oesterreich. Unser Verband nominierte für die Länderkämpfe folgende Sechser-Mannschaft: Gangl Rudolf, Marienbad; Sina Franz, Postomik; Scharoch Wenzel, Wilterschan; Wazel Josef, Znaim; Thoma Josef, Eger; Rödl Julius, Altröhlau; Walter Ludwig, Amstau; Wolf Anton, Aig; Erben Josef, Trautenau; Pichl Josef, Sobrusan, Eschleute; Cerny und Bls, Komolau; Rattler Max, Zuckmantel.